

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 5

Artikel: Die Fieberkurve : Wachtmeister Studers zweiter Fall. Teil 17
Autor: Glauser, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661643>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

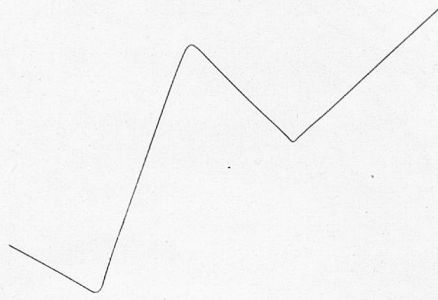
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE FIEBERKURVE

Wachtmeister Studers
zweiter Fall
von Friedrich Glauser



«Kindisch... Kindisch einfach!... Stümperarbeit!... Freimaurerschrift... Das kann man vom Blatt lesen...»

Er flatterte zum Tisch, setzte sich und begann:
«EMOQHZ...»

«Genug, Godofrey- genug!» rief Studer, der ängstlich wurde. Man konnte sicherlich Vertrauen zu dem Zwerge haben, aber immerhin... er war Franzose...

Godofrey jedoch liess sich nicht stören, sondern diktirte sich die Buchstabenreihe laut in die Feder. Dann machte er eine Pause.

«Umgekehrtes Alphabet», sagte er langsam. «Wahrscheinlich Deutsch. Ich will nicht in Ihre kleinen Geheimnisse eindringen. Aber haben Sie es selbst entziffern können?»

«Nein», sagte Studer und wurde verlegen. «Meine Frau hat die Lösung gefunden.»

«Ah, Madame Stüdère... Wundert mich nicht. Ein Mann wie Sie, Inspektor, hat überall Glück. Unverdientes Glück. Ein Mann wie Sie muss unbedingt auch eine kluge, eine gescheite Frau haben. Das geht klar hervor aus Ihrem ganzen Aussehen. Madame Stüdère...», wiederholte Godofrey. «Wird es mir einmal vergönnt sein, ihr meine Bewunderung zu Füßen zu legen?»

«Ich glaube», sagte Studer trocken, «dass meine Frau eine Gansleberpastete mehr schätzt als Bewunderung.»

«Sie sind ein Materialist, Inspektor Fouché.» Das Männlein ging auf den Spass ein. «Aber ich werde mich an die Pastete erinnern. Und nun — viel Glück. Seien Sie vorsichtig. Hier haben Sie noch eine Erkennungsmarke der französischen Polizei...»

Studer in der Fremdenlegion

Godofrey hatte nicht gelogen. Der Brigadier Beugnot, der den Auftrag erhalten hatte, den Berner Wachtmeister zu beaufsichtigen, war nicht der Schlaueste — oder, und das konnte auch als Erklärung für sein Verhalten gelten, er hielt die Schweizer im allgemeinen für dumm und den Inspektor Studer im besonderen für harmlos.

Vor dem Tor des Justizpalastes wartete dieser Brigadier Beugnot, kam mit in die Untergrundbahn und stieg aus an der Station Pigalle; er betrat mit Studer das Hotel und blieb hinter dem Wachtmeister stehen, während dieser seine Rechnung bezahlte. Der Brigadier folgte seinem Schützling auch auf den Ostbahnhof — dies kostete die französische Regierung eine Taxifahrt — und wartete dann auf dem Bahnsteig, bis der Basler Zug aus der Halle fuhr. Studer war guter Laune. Er winkte mit seinem breitrandigen Filzhut aus dem Fenster und musste lachen, weil der Brigadier Beugnot, dem dieses Winken galt, automatisch das Winken erwiderte. Der französische Polizeibeamte schnitt dazu ein Gesicht, welches durch das Erstaunen, das es ausdrückte, dümmter schien, als es eigentlich vom Reglement vorgesehen war.

Es galt, vorsichtig zu sein, dachte Studer auf seinem Fensterplatz, während die aussätzigen Häuser der Vororte am Zug vorbeihumpelten. Vorsichtig! — Wie anders war er vor einer Woche gereist! Da sass ihm gegenüber ein Mädchen: graue Wildlederschuhe, seidene Strümpfe, Pelzjackett... Der Wachtmeister riss sich zusammen. Vorsicht! Worin hatte die Vorsicht zu bestehen? Er durfte nicht in die Heimat zurück — die Schweizer Passkontrolle würde ihn ohne Anstände durchlassen. Aber wie sollte er die Schweiz ver-

lassen? Die französische Kontrolle passieren mit einem falschen Ausweis? Riskant! Gefährlich!

Es empfahl sich, dem Beispiel einiger Mitspieler in diesem verkachelten Falle zu folgen — und zu verschwinden. Studer schmerzte es, dass er nicht einmal seine Frau benachrichtigen konnte. Aber diesmal durfte er keine Unvorsichtigkeit begehen, und eine solche wäre es gewesen, wenn er der französischen Post einen Brief anvertraut hätte...

Er stieg in Belfort aus und übernachtete dort in einem Hotel mitten im Städtlein — nicht in der Nähe des Bahnhofes. Er kaufte einen neuen Koffer, einen steifen Hut, einen dunklen Mantel und ein Paar hohe gelbe Schnürschuhe mit starker Sohle. Dann liess er sich bei einem Coiffeur den Schnurrbart abrasieren und die Haare, die an den Schläfen bedenklich weiss waren, schwarz färben. Die Polizeimarke wirkte Wunder. Der Coiffeur lächelte geschmeichelt und geheimnisvoll, der Hotelbesitzer nahm den Anmeldeschein schleunigst und unausgefüllt wieder mit. Studer hatte zwei Worte gesagt: «Politische Mission!» und den Zeigefinger auf die Lippen gelegt. «Ich verstehe, verstehe gut!» hatte der Besitzer genau so geheimnisvoll erwidert.

Dann fuhr der Berner Wachtmeister, der plötzlich ein Inspektor der französischen Polizei geworden war, weiter nach Bourg. Dort stieg er um und nahm eine Nebenlinie nach Bellegarde. In Bellegarde wartete er auf den Nachtzug, der von Genf über Grenoble direkt nach Port-Bou an die spanische Grenze führt. Einige Stationen vor Port-Bou lag jenes Port-Vendres, das der Unbekannte den Berner Gangstern angegeben hatte.

Und in Bellegarde, während er auf den Schnellzug wartete, nahm Wachtmeister Studer Abschied von seinem treuesten Reisebegleiter: dem rampo-nierten Koffer aus Schweinsleder. Es war ein wortloser, aber inniger Abschied. Dinge haben oft mehr Herz als Menschen — der Koffer verzog alle Falten, die ein langer Gebrauch in sein Leder gegraben hatte. Aber er weinte nicht. Koffer weinen nicht. Koffer begnügen sich damit, kummer- und vorwurfsvoll dreinzublicken...

Port-Vendres... Auf der einen Seite des Hafens, der nur ein grosses Bassin ist, das faulig riecht, steht ein riesiges Hotel, das meistens leer steht. Auch hier wirkte die Erkennungsmarke Wunder. Doch nicht zu vergleichen war diese Wirkung mit jener, welche die Marke auf das kleine Fräulein im Postbüro ausübte.

Studer trat an den Schalter, sagte mit jener Betonung, die er Madelin abgelauscht hatte: «Police!» Hier müssen wir nachtragen, dass Studer das Französische ohne deutsche Färbung sprach — seine Mutter war in Nyon daheim gewesen..., und liess die Marke in der hohlen Hand aufleuchten.

Eifrig und geflissen nickte das schüchterne Fräulein, sie erhob sich halb von ihrem Stuhl und blieb so stehen, mit gebeugten Knien und schiefem Oberkörper.

«Was kann... womit kann... ich dem Herrn Inspektor dienen?»

«Ich möchte die Sendungen sehen, die in den letzten Wochen postlagernd eingetroffen sind», sagte Studer und war genau so verlegen wie das Fräulein. «Ich meine die Sendungen, die noch nicht abgeholt worden sind, mein liebes Kind.»

Das «liebe Kind» wurde rot, und das war eine Katastrophe. Denn die natürliche Röte ihrer Wangen wollte gar nicht zu der künstlichen ihrer Lippen passen.

«Die... die... Poste-restante-Briefe... Ge... ge... gern, Herr Inspektor!»

Fünf Briefe. «Vergissmeinnicht 28», «Mimose 914», «Einsames Veilchen im Frühlingswind», «Rudolf Valentino 69» und — endlich! — «Port-Vendres 30—7». Die Schrift!

«Ich brauche diesen Brief!» Studer versuchte umsonst seiner Stimme Festigkeit zu geben, sie zitterte, aber das kleine Fräulein merkte es nicht. «Soll ich Ihnen Décharge geben?»

«Dé... Dé... charge? Wenn Sie so freundlich wären. ... Eine Empfangsbestätigung, wenn ich bi... bi... tten darf, He... Herr Inspektor!»

Der Wind kam vom Meer. Er brachte Feuchtigkeit und einen ganz leisen Geruch nach Seetang und Fischen. Studer atmete tief. Dann riss er die Enveloppe auf.

«Lieber Vetter Jakob!

Ich weiss, dass du den Brief erhalten wirst, denn du bist ein kluger Mann. *Er* ist wütend, dass der Ueberfall nicht gelungen ist, aber ich hab lachen müssen. Die Panik ist vorbei — denn als ich dich anrief, hatte ich einen Augenblick den Kopf verloren. Jetzt hab ich ihn wiedergefunden, das war nicht schwer, denn er ist gross genug — der Kopf nämlich. Ich bin sehr froh, dass du die grosse Reise machst, denn allein kann ich mit der ganzen Sache nicht fertig werden. Und Pater Matthias

kann mir gar nicht helfen . . . Warum? Das wirst du erfahren! Du mußt unbedingt zuerst über Géryville fahren, und wenn ich fahren sage, so ist das ein Verlegenheitsausdruck, denn du wirst kein Gefährt finden. Aber ich gebe dir Rendez-vous in Gurama. Dort werde ich dich notwendig brauchen. Sei also zur Stelle! Aber nicht vor dem 25. Januar. Und mach dir keine Sorgen, wenn du mich dort nicht antriffst. Ich werde erscheinen, wenn es nötig sein wird. Inzwischen kannst du dich dort mit dem Beherrscher des Postens unterhalten. Er heisst Lartigue und stammt aus dem Jura. Vielleicht findet ihr einen Dritten zum ‚Zugere‘, aber spiel nicht höher als zehn französische Centimes den Punkt. Du hast bis jetzt eine gute Nase gehabt, fahre in dieser nützlichen Beschäftigung fort und sei herzlich gegrüsst von deiner Adoptivnichte

Marie.»

«Suumeitschi!» murmelte Studer und blickte sich gleich danach erschreckt um, nein! Niemand konnte diesen Ausruf gehört haben. Der Quai war leer, Gott sei Dank. So las er den Brief noch einmal und versorgte ihn dann bedächtig in seiner Busentasche. Mochte er dort mit der Fieberkurve gute Nachbarschaft halten! Doch seine Zufriedenheit und seine Freude über den Brief erlitt sogleich einen Dämpfer. Dieser Dämpfer nahm die Gestalt eines Windstosses an, der ihm den steifen Hut vom Kopfe und in das Schwimmbassin blies. Alles Fluchen half da nichts. So kaufte sich Studer ein Béret; dann verliess er das Geschäft und betrachtete sich noch einmal prüfend im Spiegel des Schaufensters; er sah wirklich ganz unschweizerisch aus mit seinem glatten, mageren Gesicht, den massigen Körper eingezwängt in den dunklen Ueberzieher, der auf Taille geschnitten war; und das Béret gab ihm etwas Abenteuerliches. Er freute sich über sein Aussehen, der Wachtmeister Studer, er freute sich, dass er in eine fremde Haut geschlüpft war . . . Aber er wusste nicht, dass diese leise Freude, die in ihm zitterte, auf lange Zeit seine letzte sein sollte. Auf drei Wochen nämlich . . . Aber drei Wochen können sich dehnen, als seien sie ebensoviel Jahre.

Von Port-Vendres geht zweimal die Woche ein Schiff nach Oran. Am nächsten Tage war eines fällig, und Studer war froh darüber, denn der Miniaturhafen ging ihm auf die Nerven — besonders sein fauliger Geruch nach Gerberlohe und spanischen Nüssen. Das Meer war schmutzig und seine

Wellen glichen dicken, alten Frauen, die ein nicht ganz sauberes Kopftuch aus Spitzen auf die fettig-grauen Haare gelegt haben — und nun weht das Tuch, während die Weiber mühsam vorwärts rollen . . . Das Meer war also eine Enttäuschung, und die Enttäuschung verflieg auch nicht auf dem Schiff. Im Löwengolf machte sich, wie meistens, ein Sturm bemerkbar, der teils mit Hagel, teils mit Schnee vermischt war. Studer wurde nicht sekrank. Aber er war doch unzufrieden: als französischer Polizeiinspektor durfte er keine Brissagos rauchen, Franzosen kennen diese geniale Erfindung nicht, sie rauchen Zigaretten, allenfalls Pfeife. Studer hatte sich eine Pfeife gekauft. Auf dem Schiff übte er sich darin, sie nicht ausgehen zu lassen. Es war schwer. Aber dann schmeckte sie ihm plötzlich — so gut, dass er eine seiner letzten Brissagos, die er verstohlen in der Kabine angezündet hatte, zur Luke hinauswarf. Der Ketzer schmeckte auf einmal nach Leim.

In Oran hatte er nichts zu suchen. So fuhr er weiter nach Bel-Abbès.

Und dort prallte er mit einer derart fremden Welt zusammen, dass ihm der Kopf brummte.

Die Ankunft schon auf dem kleinen Bahnhof! Ein Dutzend Leute in grünen Capottes, die in der Taille von grauweissen Flanellbinden zusammengehalten wurden, standen da und die Bajonette an ihren Gewehren schimmerten schwärzlich. Aus einem Waggon hinter der Lokomotive quollen viel unbewaffnete Uniformierte, die sich in Viererreihen aufstellen mussten — dann wurden sie von den Bajoneträgern eingerahmt und trabten ab. Studer folgte ihnen. Eine lange Strasse zwischen Feldern, auf denen verkrüppelte Holzstrünke wuchsen. Es waren Reben, aber hier zog man sie anders als im Waadtland. Am Himmel stand ein unwahrscheinlich weisser Mond, der vergebens versuchte, die Wolken fortzuwischen, die immer wieder an seiner platten Nase vorbeistrichen.

Ein Stadttor, aus roten Ziegeln erbaut . . . Eine breite Strasse . . . Ein Gitter und vor dem Gitter ein Wachtposten, auch er in einer resedagrünen Capotte, der den Eingang bewachte . . . Und hinter dem Gitter der Kasernenhof, umgeben von trostlosen Gebäuden; sie erinnerten mit ihrem Aufsatz an die Häuser, die in den Vororten von Paris am Zuge vorbegehumpelt waren.

Studer trat auf den Wachtposten zu und verlangte den Colonel zu sprechen. Der Posten hörte sich Studers Wunsch gelassen an und deutete dann

mit einem Kopfruck nach hinten. Studer wurde ungeduldig. Wo er sich denn melden solle, fragte er barsch.

«Postenchef», sagte der Mann und liess sein Gewehr knallend von der Schulter fallen. Studer sprang erschreckt einen Schritt zurück. Aber der Posten hatte es mit der linken Hand aufgefangen! diese linke Hand lag plötzlich waagrecht — und jetzt erst verstand der Wachtmeister, dass der Posten das Gewehr präsentierte. Ein Offizier ging vorüber, von seiner Frau spaziergeführt, und grüsste nachlässig.

«Sie müssen beim Postenchef melden!» wiederholte der Legionär. Die Worte waren hart wie Kieselsteine. Aber die Betonung? Die Farbe der Sprache? Wahr- und wahrhaftig! ... Des Resedagrünen Sprache hatte berndeutschen Klang. Studer sah den Mann an. «Steh' ich in finstrer Mitternacht!» ging es ihm durch den Sinn. Aber die heimatlichen Laute machten das Ganze nur gespenstischer. Und es ging ein kalter Wind, der nach Erde und Sand schmeckte ...

Der Postenchef war Russe. Ein Sergeant und sehr wohlgezogen. Er gab sich Mühe, seine Abneigung gegen die Polizei nicht allzu deutlich zu zeigen. Aber seine Blicke waren beredt ... «Wenn ich dich an einer dunklen Strassenecke erwisch!» schienen sie zu sagen. Fahnder waren nicht beliebt in der Legion.

Colonel Boulet-Ducarreau sei in seiner Wohnung. Man rate dem Herrn Inspektor Fouché jedoch, lieber morgen früh wiederzukommen ...

Studer entfernte sich seufzend. Noch ein Tag! Aber er hatte ja Zeit, Zeit genug. Wenn er nur am 25. Jänner in Gurama war! Heute schrieb man den elften. Er ass in einem hellerleuchteten Restaurant zu Nacht, nicht schlechter als in Paris. Er trank einen süffigen Weisswein, der aber hinterlistig war. Einmal — der Wachtmeister führte gerade die Gabel zum Munde und erschrak dermassen, dass er sich in die Lippen stach — legte sich eine Hand um seinen Fussknöchel ... War er entlarvt? Wollte man ihn ketten? Zitternd hob er das Tisch-tuch. Ein winziger Araberjunge grinste ihn mit schneeweissen Zahnreihen an — ein Schuhputzer!

Colonel Boulet-Ducarreau liess sich am besten mit einem Edamerkäse vergleichen, der im Gleichgewicht auf einem riesigen blauen Stoffballon liegt. Der Edamerkäse war der Kopf, der Stoffball der Rumpf ohne die Beine, diese verbarg der Tisch.

«In Strassburg engagiert?» schnaufte er. «Despine? Ja ja, ich weiss. Hat die Prime touchiert und ist dann desertiert. Wann? Warten Sie. Heute haben wir Samstag, nicht wahr? Am Donnerstag wird die Prime ausbezahlt, 250 Francs. Am Abend war Ihr Despine verschwunden. Wir haben ihn bis jetzt nicht wiedergefunden, suchen Sie ihn selbst. Auf alle Fälle hat er sich nicht in Oran eingeschifft. Vielleicht weiss mein Sekretär Näheres ... Vanagass!» rief er quäkend.

Vanagass war Sergeant und hatte O-Beine wie der Direktor des Hotels zum «Wilden Mann».

«Gehen Sie mit dem Inspektor Fouché, er ist uns vom Kriegsminister empfohlen und sucht den Despine ... Sie haben mir jedoch gesagt, dass Despine desertiert ist?»

«Desertiert! Zu Befehl, mein Colonel!»

«Gewöhnen Sie sich ein für allemal dieses blöde ,zu Befehl' ab! Despine ist nicht ,zu Befehl' desertiert. Wenn ich frage: ,Ist Despine desertiert?' so antworten Sie: ,Ja' ... Zu Befehl! Blödsinn!» Und der Colonel schnaufte erbittert.

«Ab! Abtreten! Beide abtreten! Ich hab zu tun! Wenn ich wegen jedem Deserteur eine Viertelstunde verlieren sollte, wo käm ich da hin? Ich bin ein beschäftigter Mann, Inspektor, teilen Sie dies dem Herrn Kriegsminister mit, wenn Sie ihn wieder aufsuchen ... Vielleicht kennen Sie ihn gar nicht wieder, den Herrn Kriegsminister!» Studers Rücken wurde kalt. Hatte der Colonel ihn durchschaut? Ach nein! Er hatte nur einen Witz machen wollen, der dicke Boulet-Ducarreau, Kugelvonder-Ecken konnte man den Namen übersetzen, denn er beendete seinen Satz: «Frankreich wechselt nämlich seine Minister wie ich meine Rasierklingen. Adieu!»

Vanagass schien die Abneigung der Legion gegen Polizeipersonen nicht zu teilen. Es stellte sich heraus, dass er eine Art Kollege war, Polizeidirektor von Kiew unter dem Zaren — wenigstens erzählte er dies, während er mit Studer über den zügigen Kasernenhof ging. Er war von einer Höflichkeit, die entweder auf gute Kinderstube schliessen liess oder den Hochstapler verriet ... Studer wurde nicht klug aus dem Mann. Er schien etwas über den gewissen Despine zu wissen, aber nicht mit seiner Weisheit herausrücken zu wollen. Endlich, nach dem vierten Glas Anisette, so nannte sich das Getränk, aber es war eigentlich unverfälschter Absinth, taute Sergeant Vanagass auf.

(Fortsetzung folgt)